

LUBLIN

AUF DEM WEG NACH ELDORADO

Von Krisztina Koenen, Fotos Wilfried Bauer

Auf dem Schild kurz hinter Warschau steht: Moskau tausendzweihundertachtzig Kilometer. Wir aber wollen nicht nach Moskau. An der Weggabelung nehmen wir Kurs Südosten: nach Lublin. Nur hundertsiebzig Kilometer sind es bis zur größten polnischen Stadt östlich von Warschau, und doch ist es eine Fahrt in eine andere Welt. Schon bald tauchen wir in die einschläfernd schöne Landschaft Osteuropas ein, flache Wiesen, Seen, Birkengruppen in endloser Folge und der übergroße gewölbte Himmel, der Alfred Döblin so verwirrte, als er in den zwanziger Jahren auf der Suche nach seinen Ahnen den gleichen Weg genommen hatte. Keine einzige Stadt, die aufhielte.

Was wollen Sie in Lublin? Nach Polen B wollen Sie fahren? Mitleidige Fragen. Die Bezeichnung Polen B stammt aus den dreißiger Jahren, aus dem niemals ausgeführten Plan einer Regionalreform. Sie wurde zum Synonym für den zurückgebliebenen, ungerne vorgezeigten Teil der Republik. Das Armenhaus des Landes, das war Polen B, und daß es heute noch so sei, glauben viele - auch unter den Polen. Da ist es schon erstaunlich, daß sich Lublin wie eine amerikanische Mittelstadt ankündigt. Ein Wald von großen bunten Reklameschildern säumt die Straße, lange bevor das erste Haus auftaucht. Unternehmen aller Sparten preisen ihre Produkte an, die meisten gleich in zwei oder gar drei Sprachen: Russisch ist neben Polnisch obligat, besonders Geschäftstüchtige verzichten auch auf das Ukrainisch nicht. Im Rücken von Lublin, noch hundert Kilometer weiter östlich, beginnt die Ukraine.

Dabei war Russisch in der Region traditionell nicht gut gelitten. Und das nicht erst seit der Sowjetisierung. Zwar kam Lublin 1795, mit der dritten Teilung Polens, kurzfristig zu Österreich, aber nach dem Wiener Kongreß 1815 wurde es Kongreßpolen zugeschlagen und - wie der Rest des Landes auch - mit aller Kraft russifiziert. Die unangenehmen Erinnerungen an die Russenherrschaft waren so stark, daß die sowjetischen Truppen bei ihrem letzten Einmarsch im Sommer 1944 polnische Hilfstruppen nach Lublin vorschicken mußten. Ein Foto im Historischen Museum der Stadt zeigt die "Division Kosciuszko" auf der Hauptstraße Lublins. Mit versteinerten Gesichtern verfolgen die Einwohner das Vordringen der Befreier.

Die Zugehörigkeit zu Rußland hat unauslöschliche Spuren hinterlassen, es fällt vor allem auf, was fehlt. Die Russen bauten kein Opernhaus und keinen künstlerisch ausgestalteten Bahnhof wie die Österreicher in der ewigen Konkurrenzstadt Lemberg. Aber noch wichtiger: Unter ihrer Herrschaft ist kein prosperierendes Bürgertum entstanden, keine bürgerliche Tradition, auf die man heute aufbauen könnte. So blieb Lublin die einsame Provinzstadt in einer weitläufigen ländlichen Umgebung, die es von jeher war. In der Geschichte Lublins gibt es nicht viele Ereignisse, an die man sich gern erinnert. Das strahlendste noch war die Begründung der Lubliner Union von 1569, mit der die gemeinsame Staatlichkeit von Polen und Litauen begann. Aber mit der Aufteilung Polens ging auch Litauen verloren, das den Polen, Künstlern und Intellektuellen vor allem, so viel bedeutet hatte, und heute erinnert an die große Union nur noch eine schmale Säule auf dem Litauischen Platz im Zentrum der Stadt.

Seine beste Zeit muß Lublin im vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gehabt haben. 1317 erhielt es das Stadtrecht, Handel und Handwerk bekamen einige

Freiräume. In dieser Periode entstand die kleine, doch berückend schöne Altstadt. Das alte Rathaus, die reich verzierten Renaissance-Bürgerhäuser lassen etwas vom damaligen Reichtum der Stadt erahnen. Von der gegenwärtigen öffentlichen Armut allerdings auch. Die Gebäude in den engen Gassen bewohnen meist Arme, darunter so mancher Krimineller, hier ist einer der sozialen Brennpunkte Lublins. Die feuchten, primitiven, oft baufälligen Wohnungen sind anderweitig nicht zu vermieten, und so beschleunigen die Einwohner den Verfall, den bisher nur geringe öffentliche Investitionen aufzuhalten versuchten.

Nach dem Einmarsch der Sowjetarmee im Juli 1944 war Lublin 164 Tage lang sogar die Hauptstadt Polens, auch nichts, worauf man stolz sein könnte. Das berüchtigte Lubliner Komitee wurde ins Leben gerufen, eine Gruppe von Marionetten, die sowjetische Alternative zur legitimen Londoner Exilregierung. Lange stand auf dem Litauischen Platz Aug in Aug mit der Unionssäule ein gigantisches Denkmal der Befreier, das nach der Wende entfernt wurde. Ein würdiger Nachfolger für die geschleifte Statue wurde bisher nicht gefunden. Auch 1941 war kein gutes Jahr. Damals ließen die deutschen Besatzer das Konzentrationslager Majdanek am Stadtrand von Lublin errichten, dort ermordeten sie in den darauffolgenden drei Jahren auch die vierzigtausend jüdischen Einwohner der Stadt, ein Drittel der Lubliner Bevölkerung. Jahrhundertlang gehörten die Juden zu Lublin, prägten seine Wirtschaft, waren - ob man es dort wollte oder nicht - Teil seiner Kultur. Das jüdische Viertel, das später zum Ghetto wurde, ließen die Nazis abreißen. Wo die engen Gassen des jüdischen Wohngebietes verliefen, gähnt heute ein Parkplatz. Auch die letzten Spuren der Lubliner Juden werden bald gelöscht sein. Nach den verwitterten Grabsteinen im Alten Friedhof schaut keiner mehr außer den Skinheads, die sie immer wieder zu zertrümmern suchen. Der Neue Friedhof ist ein beliebter Ort für Hundehalter, in der Jeschiwaschule, die einst die größte der Welt werden sollte, studieren junge Leute Medizin. Und obwohl in der ganzen Region nur sechzehn alte Juden leben, nach Hakenkreuzen braucht der Besucher nicht zu suchen.

Tomek Pietraszewicz will das Gedächtnis Lublins sein. Er will nicht, daß die Lubliner glauben, die Stadt sei schon immer so gewesen wie jetzt, mit einem Parkplatz unterhalb der Stadtmauern. Pietraszewicz ist um die Vierzig, Leiter des Theaters NN. Das Theatergebäude steht neben jenem Burgtor, dem Brama Gródzka, das einst Christen und Juden voneinander getrennt hat. "Oder verbunden, wie man es nimmt." Pietraszewicz hat einige grundsätzliche Überzeugungen, die er mit großem persönlichen Einsatz in die Tat umzusetzen trachtet. Die Schauspieler und er selbst haben das alte Gebäude, das sich wie die meisten Häuser der Altstadt im Zustand des fortgeschrittenen Verfalls befand, renoviert. Nicht die Hand aufhalten und warten, daß ein Wohltäter hilft, das ist Überzeugung Nummer eins. Die Nummer zwei: daß die jüdische Geschichte Lublins nicht spurlos verschwinden dürfe. Davon handeln die Stücke des Theaters, davon werden die Ausstellungen des Jüdischen Informationszentrums handeln, das man im gegenüberliegenden Gebäude einzurichten gedenkt.¹

Das Theater NN ist über die Grenzen Lublins hinaus bekannt. Wie fast alles in dieser Stadt hat es seine Wurzeln in der Revolte Ende der siebziger Jahre und deren Niederschlagung 1981. Theater war Protest und Asyl für diejenigen, die danach offen nicht mehr reden durften, wie Tomek Pietraszewicz. Das Studium der theoretischen Physik helfe ihm heute, seine Ziele genau zu formulieren. Aber warum in Lublin, einer Provinzstadt? Das sei doch gerade der Vorteil! Im Schutz der Abgeschlossenheit könnten Dinge gedeihen, die in der aggressiven Atmosphäre Warschaus nicht bestehen würden.

1. Das Zentrum "Brama Grodzka" ist wirklich entstanden und seit einigen Jahren realisiert wunderbare Projekte. (KL. November 2008)

Pietraszewicz hat recht. Lublin gleicht einem Gewächshaus für Kultur und Wirtschaft. Im Schutz der Abgeschlossenheit und des Rufes, tiefe Provinz zu sein, in Abwesenheit starker westlicher Einflüsse und mächtiger Investoren wächst einiges heran, was in der weltoffeneren westlichen Hälfte des Landes nur geringe Chancen hätte.

Da sind zum Beispiel die Unternehmen mit den Namen Markopol, Eldorado oder Aldik. Markopol ist eine Hurtownia, ein Großhandel für Haushaltsbedarf. Das Wort Hurtownia sollte sich der Lublin-Besucher tunlichst merken, denn er wird es auf vielen der großen Reklameschilder wiedersehen. Seit dem Wendejahr 1989, als Markopol von drei Herren aus bescheidenen Verhältnissen gegründet wurde, ist die Firma zu einem großen mittelständischen Unternehmen herangewachsen. Mit hundertsiebenzig Mitarbeitern, fünf Außenstellen und drei Läden werden monatlich eine Million Dollar Umsatz gemacht, davon etwa ein Drittel in der Ukraine. Vor einem Jahr entschied man sich zum Kauf eines großen städtischen Fabrikgeländes, in dessen Hof sich jetzt die internationale Gesellschaft osteuropäischer Händler trifft. Ukrainische, russische Autos und Anhänger werden mit Eimern, Töpfen und Plastikschüsseln so beladen, als könnten sie sich den Gesetzen der Schwerkraft entziehen.

Inzwischen hat Markopol nur noch zwei Besitzer, Marek Drwal und Jan Rzeszutko. Marek Drwal, Präsident der Firma, trägt immer noch den Vollbart, den nach der Machtübernahme Jaruselskis jeder anständige Protestler stehenließ. Vor fünf Jahren haben die beiden die Anteile des dritten Firmengründers gekauft. "Konzeptionelle Differenzen", sagt der zappelige kleine Jan vieldeutig, später stellt sich heraus, daß es sich in der Tat um Entscheidendes gehandelt hatte: um die Frage, ob man sich von den Gewinnen ein schönes Leben erlaube oder das Geld in die Firma investiere. Marek und Jan entschieden sich für die Firma, sie kauften sich keine Autos, keine Häuser, nicht einmal einen neuen Anzug.

Die beiden Unternehmer haben nie gelernt, wie man ein Geschäft führt, ihr Lehrmeister waren die eigenen Fehler. Marek ist Maschinenbauingenieur, 1980 Mitbegründer des Belegschaftsrates bei seinem staatlichen Arbeitgeber, 1981 gefeuert, so wurde er Taxifahrer, immer auf der Suche nach einem Zweit- und Drittjob. Als 1988 das erste laue Lüftchen der Liberalisierung Lublin erreichte, ließen die drei Bekannten eine Firma registrieren. Zuerst verpackten und vertrieben sie Wagenheber, die eine staatliche Firma hergestellt hatte. Dann schweißten sie Garagentore zusammen. Dann kauften sie von den Bauern Möhren, wuschen, trockneten und verpackten sie. Marek fuhr weiter Taxi, und Jan stellte immer noch seine Gutachten über Unfallwagen aus. Woher wußte man, welches Geschäft gerade gut war? "Das hörte man so." Wieso hörte das nicht jeder? "Man muß spezielle Ohren haben", das ist Mareks Meinung. Dann machten sie winzige Haushaltswaren-Läden auf. Sie fuhren im Land herum, um Töpfe und Teller zu kaufen, und sahen die Katastrophe, die die Kommunisten angerichtet hatten: Daß Betriebe auf ihren Waren sitzenblieben, während vor allem den Einwohnern ländlicher Gebiete am Nötigsten mangelte. Die beiden mußten nur tun, was der Markt von ihnen verlangte.

Die Geschichte von Marek, Jan und Markopol ist eine typische Lubliner Geschichte. Zwar ist der Lebensmittel-Großhandel Eldorado um einiges größer als Markopol, zwar ist die Lebensmittel-Kette Aldik im Einzelhandel tätig, doch die Entstehungsumstände all dieser Unternehmen sind sehr ähnlich. Wer Ende der achtziger Jahre in Lublin über Phantasie, Willen und Ausdauer verfügte, konnte Erfolg haben. "Die Mittel der ursprünglichen Akkumulation vor einigen Jahrhunderten waren Krieg und Kolonisierung", sinniert Marek und fügt nach einer kurzen Denkpause hinzu: "Diese Mittel standen uns nicht zur Verfügung."

Was zur Verfügung stand, waren die Selbstausbeutung durch Zweit- und Drittjobs, die Devisen, die polnische Schwarzarbeiter im Westen verdient hatten, oder die Einkünfte

aus staatlich geduldeten Schmuggelgeschäften. Und weil sich die westlichen Großinvestoren nur zögernd in den tiefen Osten vorwagten, konnte das Glashaus entstehen, das die Einheimischen Kräfte sammeln ließ.

Neu in Lublin war, daß sich der Blick nach fünfzig Jahren erstmals wieder frei nach Osten wenden konnte: auf die unendlichen Märkte der Ukraine. Man mußte die Augen nicht weit öffnen, denn die Ukrainer kamen von selbst. Zunächst nur zum "Ukrainermarkt", einem Basar entlang der Landstraße nach Lemberg, und später, mehr oder minder seriös geworden, als Kunden der Großhändler. Der Handelsverkehr der vergangenen zwei, drei Jahre habe der Völkerverständigung mehr gedient als alle organisierten Verbrüderungen der vergangenen fünfzig Jahre, sagt Oberbürgermeister Bry"owski, ein philosophischer Mensch.

Völkerfreundschaft ist eine Frage, mit der Herr Choi berufshalber zu tun hat. Er ist in Lublin Mitarbeiter der südkoreanischen Firma Daewoo, die vor fünf Jahren die Mehrheit im größten Staatsunternehmen am Ort, in der FSC, erworben hat. FSC produzierte früher den im Ostblock bekanntesten Kleintransporter Zuk, vor einigen Jahren entwickelte man ein etwas ansehnlicheres Modell mit dem Namen Lublin, das mit seinem niedrigen Preis und seiner robusten Konstruktion auf den schlechten Wegen Osteuropas durchaus ein Erfolg werden könnte. Die Koreaner hatten gute Gründe zu kommen: Die zukünftige EU-Mitgliedschaft Polens spielte ebenso eine Rolle wie der koreanische Wunsch, Erfahrungen im Transporterbau zu sammeln. Es hätte freilich auch viele gute Gründe gegeben, nicht zu kommen: die katastrophale Infrastruktur, das fehlende Qualitätsbewußtsein der einheimischen und ukrainischen Zulieferfirmen. Allein schon der Gedanke an sie veranlaßt Herrn Choi, die Arme verzweifelt auszubreiten.

Bong Ho Choi ist der technische Leiter des Unternehmens, das sechstausend Mitarbeiter beschäftigt. Der bescheidene Mann kennt Armut und Rückständigkeit, schließlich wurde er während des Korea-Krieges geboren. Nein, Lublin ist für ihn keine Härte, hier kann er wenigstens jeden Tag mit seiner Frau zu Mittag essen. Über die Polen sagt er nur Gutes, umgekehrt sieht es schon anders aus. Asiaten in Lublin! Die Einheimischen finden die Koreaner komisch. Daß sie so großen Wert auf Sauberkeit und Ordnung legen. Daß sie als erstes die Werkstätten malen, den Hof aufräumen, Waschräume bauen ließen. Daß Herr Choi eines Tages in die Produktionshalle kam und anfang, die herumliegenden Zigarettenkippen mit der Hand aufzusammeln. Ein Chef, der die Arbeit von Putzfrauen verrichtet!

Das war mein größter Erfolg", sagt Herr Choi vergnügt, "seitdem werfen sie die Kippen nicht mehr auf den Boden." Die Arbeitsdisziplin läßt zwar zu wünschen übrig, aber solange die Arbeitsorganisation noch ist, wie sie ist, kann man nicht viel mehr verlangen. Die Firma wolle auf dem Weltmarkt agieren, und dafür sei Lublin ein Standbein. Dieser einfache Satz, der aus dem Munde eines jeden westlichen Konzernmanagers alltäglich klänge, bewegt die polnischen Gemüter am meisten. Von Lublin aus die Welt erobern! Man lebte in diesem Loch, produzierte jahrzehntlang seinen kleinen, häßlichen Zuk, und jetzt soll man plötzlich im Weltmaßstab denken. Selbst dem polnischen Vizepräsidenten Roman Wojtaszko wird es manchmal unheimlich, wenn er an die koreanischen Pläne denkt. Nicht, weil er an den Erfolg des neuen Transporters nicht glaubte. Sondern weil er dann Seoul vor Augen hat, und so soll Lublin nicht werden.

Das ist die Kehrseite des Treibhauses Lublin: Think big - was ist denn das? Aus der Perspektive Lublins zeichnet sich gerade noch Warschau schemenhaft am westlichen Horizont ab. Dahinter nur Nebel. Wenn schon, dann blickt man nach Lemberg und in Ausnahmefällen gar bis nach Kiew. Selbst Studenten der Betriebswirtschaft mit der Fachrichtung Marketing zieht es nicht in die großen Unternehmen des Westens, sie

kennen sie gar nicht. Marcin, der eine Einladung nach Frankreich erhielt, zögert, weil er die familiäre Atmosphäre der Stadt liebt und die Fremde fürchtet. Dabei kann er Sätze sagen wie: "Wenn man etwas will, kann man es packen. Am schlimmsten ist es, zu warten und zu jammern. Man muß kämpfen, positiv denken."

Nicht jeder Lubliner ist Unternehmer, nicht jeder eine Kämpfernaut. Neun Prozent haben keine Arbeit, fast sieben Prozent der dreihundertfünfzigtausend Einwohner leben von der Sozialhilfe, allerdings arbeiten viele schwarz. Das größte soziale Problem sind die Menschen am anderen Ende der Mentalitätsskala: diejenigen, die überzeugt sind, daß es irgendwo alles gebe, nur müsse es gerecht verteilt werden. Lublin aber ist eine arme Stadt, und zu verteilen gibt es kaum etwas. Manche wähenen sich immer noch im Sozialismus, als Miet- und Gebührenschnulden aus ideologischen Gründen nicht eingetrieben wurden, sie bezahlen einfach nicht. Wohnung, Strom und Wasser stünden einem schließlich zu. Die Stadtverwaltung hat beschlossen, den ersten hundert chronischen Nichtzahlern zu kündigen, um zu zeigen, wo die Grenzen des Duldbaren liegen. Bry"owski, ein Mann der liberalen Freiheitsunion, ist bedrückt, aber entschlossen. Er ist auch dazu entschlossen, endlich ausländische Investoren nach Lublin zu holen. Die arme Stadt braucht Steuereinnahmen, Arbeitsplätze, und "acht Jahre Schonzeit haben gereicht". Ein allzu langer Aufenthalt im Treibhaus macht träge. Wer bis heute überlebt hat, ist finanziell gesund, das bestätigt der junge Bankdirektor Janusz Bisczcanik von Bank Handlowy, einem traditionsreichen Geldinstitut aus der Vorkriegszeit, das heute in amerikanischem Mehrheitsbesitz ist.

Die neuen Unternehmer Lublins sind auch keine hilflosen Kreaturen, sie wissen sich zu behaupten und holen sich ihre Vorteile, wo sie können. Der Solidarnosc-Vertreter für die Region, Waldemar Dudziak, kann ein Lied davon singen. In manchen neuen Unternehmen herrschen frühkapitalistische Zustände, keine Lohn- und Arbeitszeitvereinbarungen, nicht einmal Arbeitsverträge gibt es. (Markopol-Chef Drwal auf die Frage, ob er die Solidarnosc im Hause habe: "Gottlob nicht." Aber er war doch selbst einmal drin! "Das war unter der Diktatur.")

In Lublin, der alten Provinzstadt, ist nichts, wie es einmal war. Solidarnosc-Mitglieder sind zu Kapitalisten geworden und gehen abends in den exklusiven Klub Hades, wo die Koreaner im Nebenraum Billard spielen. In der Fußgängerzone Krakowskie Przedmiescie gibt es neuerdings ein Chinarestaurant, überall Geldautomaten und funktionierende Kartentelefone. Der Herrenausstatter Adam füllt ein ganzes Schaufenster mit Aktenkoffern, nebenan hängen graue und blaue Anzüge von Pierre Cardin. Lublins Straßen werden von strengen Straßenfegern den ganzen Tag lang sauber gehalten. Die Waschräume in Unternehmen und Restaurants sind sauber, manchmal geradezu luxuriös. Die sprichwörtliche polnische Unpünktlichkeit ist abgeschafft. Die persönlichen Gewinne fangen an, der verrichteten Arbeit zu entsprechen. Viele glauben - wie Vargas Llosa - daran, daß heute die Nationen selbst darüber entscheiden, ob sie reich werden.